

Militärschule St. Gallen : "122 Nein!"

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **33 (1907)**

Heft 45

PDF erstellt am: **26.04.2021**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-441061>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



"Alles wohl an Bord!" pflegen sich die Seefahrer zuzurufen. Diesen Gruß kann die Germania, das Staatsschiff nämlich, diesmal nicht in die Welt hinausposaunen. Im Gegenteil, sie muß die gelbe Flagge der moralischen Pest aufhissen, nicht etwa, weil es der Kapitän aus eigenem Willen so angeordnet, sondern weil Einer aus der Mannschaft den Notsdrei ausgestoßen. Immerhin besser, die Krankheit erkennen und eingestehen, als fernerhin vertuschen.

Das Ding ist zu wichtig, als daß man es bloß mit dem Namen Skandalhuch unter den Tisch wischen könnte. Als genau vor hundert Jahren die Preußen und speziell die Berliner so viel von den Zeiten der größten Schmach redeten, da waren es auch nicht die Schlachten von Jena, Eylau und Friedland, die zu beklagen waren, denn man kann eine Niederlage erleben und den höchsten Ruhm davon tragen, wie die Nichtpreußen bei den Thermopylen, bei Sigeth und St. Jakob bewiesen. Aber die Erniedrigung Preußens, die feige Ueberlieferung sämtlicher Festungen des Landes beruht auf einer innern Fäulnis, die nicht besser gekennzeichnet werden kann als mit dem Wort Vergötterung des Adels und Verhöhnung der bürgerlichen, der absoluten Tüchtigkeit, die nicht von einer Laune und einem Patent des Königs abhängt.

Nicht die Könige allein und das Hofpersonal sind daran Schuld, daß der krankhafte Kastengeist, den wir an den Asiaten verurteilen, im hochgepriesenen Deutschland so üppige Früchte treibt, daß sogar auf jedem Jahrmarkt die liebevollste Weibhude einen „hohen Adel und eine ehrsame Bürgerschaft“ zur Befichtigung von Niesen, Zwergen und Mißgeburten einladet, die gesamte deutsche Nation ist von dieser mittelalterlichen Ghineserei durchdrungen und schwitzt Freudentränen, wenn ein Bürgerlicher im Tramwagen neben einem Adligen sitzen darf. Und umgekehrt redet man ungeniert und am allermeisten in hohen und höchsten Kreisen davon, daß es nicht standesgemäß sei, wenn ein Adliger, wenn er etwa gar noch Kavallerie-Offizier ist, eine rechtmäßige eheliche Ehe eingehe mit einer anständigen Bürgerstochter, weil diese sich manchmal durch Arbeit nützlich ge-

macht hat. Arbeit aber ist entehrend, während Hundebissen, Benzinstinkerei und ähnlicher Trödel zum edeln also abelnden Waidwerk gezählt werden.

Wie nimmt sich vor dem Richterstuhl der gefunden Vernunft der Gedanke aus, daß die Fürsten einen Menschen zu veredeln denken, wenn sie ihm ein Adelspatent anheften, heutzutage, wo so viele vom allerhöchsten Adel so gebrandmarkt dastehen, daß ein ehrlicher Mensch sie mit keinem Stecklein berühren möchte?

Und da redet man noch mit einer Wichtigtuerei, als handle es sich um das Sanctuarium des Tempels zu Jerusalem, von der Hoffähigkeit! Und da grämen sich Männer mit grauen Haaren zu Tode und werden von der sogenannten guten Gesellschaft wie Pestfranke gemieden, wenn sie zu einer Hofafel demonstrativ keine Einladung erhalten! Und Andere, die zum Hof gehören und als maßgebend gelten sollten, reisen mit ihrem Klavierlehrer im Lande herum oder debutieren vor einem Gerichtshof nach dem andern, um ihre ehelichen und unehelichen Angelegenheiten und Angelegenheiten so sauber als möglich zu vertuschen und ihre Hoffähigkeit zu verfilbern, weil man ohne Kleingeld nicht reisen kann.

Es ist nicht zu vergessen, daß es sich bei der Berliner-Affaire nicht um ein momentanes Verbrechen, sondern um eine vielsährige k  pferreiche Pasterperiode handelt. Dadurch, daß sie ans Tageslicht und vor Gericht gezogen ist, ist sie nicht annulliert, und sie beweist, mag sie nun diese oder jene Konsequenzen post festum haben, daß man ganz gut ein Hofmann und ein Mann sein kann, den man in andern Kreisen Schweinigel nennen würde. Man kann aber nach denselben Grunds  zen ein Mann von allerhöchster Höhe sein, ein Galilei, ein Dante und Michelangelo und doch nicht hoffähig. Und das ist gut und recht, denn am Hofe ist noch keiner groß und größer geworden. Schließlich sei noch des Duells erwähnt, mit dem gewisse Leute der Sache ein Ende machen und das aufklärende Licht löschen wollten. Gerade in solchen F  llen zeigt es sich, daß ein Duell keine Tapferkeit, sondern Feigheit beweist und nichts anderes ist als eine Pistolenlotterie.

Zum 3. November 1907.

Ein wackerer Vogel ist der nicht,
Dem es an Lust und Mut gebricht,
Der nicht den Schnabel we  t und haut
Zur Wehrums-Nestchen, lieb und traut.

Die alten Schweizer zählten nie
Zu solchem feigem Federvieh;
Ger  stet jedem Widerpart,
Ob groß, ob klein, war ihre Art.

Sie legten allerhöchsten Wert
Auf B  che, Streitar, Speer und
Schwert,
Und wenn sie rief der Heeresbann,
So stellte jeder seinen Mann.

Ein bl  der Vogel ist mir der,
Der nur zum Fressen, nicht zur Wehr
Den Schnabel hat, und nicht zur Hut
Des Nestes seiner jungen Brut.

Wir junge Schweizer wollen, nein,
Solch bl  d fre  schnabelvieh nicht sein,
Wehrt  cht'ge Männer steh'n wir, ja,
Stets da für dich, Helvetia.

J. K.

Militärschule St. Gallen:

„122 Nein!“

Was brauest du mein junges Blut,
Was fließen meine Tränen,
Ich bin ein trauriger Rekrut,
und muß nur immer g  pnen.

Was brauch' ich ein Soldat zu sein,
Ich lasse mich nicht tr  llen,
Da muß ich brauchen Arm und Bein,
und im Arreste br  llen.

„Gehorsam“ ist ein dummes Wort,
Und kann mir gar nicht passen.
Mit dem Ge  ge auf und fort!
Komm Kamerad! — wir jassen.

Und unser Trumpp soll heißen: „Nein!“
Die Janer mögen blöden,
Es werden wohl Gewinner sein
Die Reiner mit den St  cken.

Liebe Amalia!

Eine Isabella Kaiser reist hin und wieder um ihre Gedichte vorzutragen, weil dieselben wahrscheinlich zu wenig gelesen werden. Vergleichen Schaustellungen, sogar vor Mannsleuten, wäre mir nie eingefallen, obwohl mir diese kaiserliche Dichterin nicht das Wasser geschweige die Schuhriemen lösen kann.

Wie macht sie z. B. so allgemeine, längst verbrauchte Reime. Auf den Bergen laufen bei ihr die Zwergen, sie weiß noch nichts von Schergen. Auf Rosen folgt kosen, sie verachtet die Heimatlosen. Auf Größe passen freilich die K  sse, aber eben so gut Haselnüsse. Kinder behandelt sie m  nder, die hüten weder Schafe noch Kinder, und werden niemals Bürstenbinder. Man muß fast Unmögliches zusammenbringen können, sonst ist's keine Dichtung, wo doch Ersauern und Ueberraschung Hauptsachen sind. Auf Herzen Schmerzen gereimt, ist so allgemein und gemein als möglich. Ja wohl Herzen! — Denkt Niemand an den Monat Märzen oder Unschlittferzen? Wie lebhaft machen sich Mutter und Futter, Vater und Gatter, Vernunft und Niederkunft, Entzücken und krumme Rücken, Kinderzucht und Wassersucht, Abstinenz, impertinent, Juni, Muni, bedenklich, henklich usw. nebst uff. Ich werde ihr schriftlich schreiben. Sie nimmt meine Belehrungen sicher gerne an. Bösartig ist sie ja nicht, so wenig als hie und da

Eulalia.

Santos Dumont.

Santos Dumont fiel so nebenbei ins Wasser als er in die Lüfte wollte steigen
Um sein Können in dem Reich der Wolken ohne Hexenbesenstiel zu zeigen.
An dem Rettungsseil zog man aufs Trockne Santos Dumont, ihn den Luft-

bezwinger,
Weil er leider noch nicht konnte schwimmen. Dies bewog zu spotten einen
Versesinger:

„Unsre Zukunft liegt nicht mehr im Wasser in der Luft ist f  rder sie gelegen.
Darum lasset nur das Schwimmenlernen, s'ist verlornе Zeit und bringt nicht
Segen.

„In den Lüften wird nur noch gesportet, in der Luft gehandelt und gekriegt,
Alles, alles spielt nur in den Lüften, und das Wasser ist durch Luft besiegt!
„Freuet Euch, sie sind schon da die Zeiten, wo man lacht des Wasserzappelns
Qual;

Denn zum Schwimmen muss man Wasser haben, aber Luft, ja Luft ist überall!“
Moll.

Der Weise erkennt gerade an manchem „Fehltritt“ das
Streben nach geistigen Höhen — denn auf „breiten Straßen“ strauchelt
man anders...

Von Ferne sei herzlich gegr   t
Im Thurgau das mächtige „Ja“
Was Vaterlandslose verbrie  t
Das freut uns von Herzen — hurrah!

Schon Dufour vertlich den Getreuen
Ins Wappen, beim Sonderbundskrieg,
Zum Zeichen des Dankes zwei Leuen,
Und heute erneut sich ein Sieg.

Für die kleine Monika hat eine poetische Kammerfrau ein recht hübsches Gedicht zur Welt gebracht, das auch als Schlummerlied benutzt werden kann.

O, Du liebes Monikale:
Daß das Bürgertum nicht prahle,
Halt du nun im schönen Sachfen
Als Prinzessin aufzuwachsen.

Et du s   es Monikale
Deine Mama trinkt Kafele,
Singt mit einer treuen Seele
Zum Klavier am Kanapele.

Wundersch  nes Monikale!
Solcher Sorte gib'ts nicht viele,
Denn du bist ganz ungewöhnlich
Halber B  bel, halber kr  nlich.

O du gartes Monikale
Daß dich nicht die Mama hole,
Bringt sie wohlgef  llte Säcke,
Daß sie w  rmer sich bedecke.

Wohlgebornes Monikale
Später gehst du in die Schule,
Und dann wirst du wohl erfahren,
Wer Papa und Mama waren.

Kleines, kluges Monikale
Einmal bist du selbst ein Fraule;
H  te dich vor Hans und Hingn,
K  sse höchstens einen Prinzen.

Sehr durchlauchte Monikale
Leien darfst du keine Zeile,
Was da jede schlechte Zeitung
Leistet an Skandal-Verbreitung.

Altklug.

Du kannst das Eine sein und auch das Andre,
Und doch nicht beides im Verein.
Erst durch des Lebens bunte Pfade wandre,
Dann siehst den Sinn du dieses Spruches ein!